

Das Bielefelder ZiF

Ein Ort interdisziplinärer Forschung

Eben komme ich von einer Arbeitsgemeinschaft »Weiblichkeitsdarstellungen der Kunst und Literatur im Kontext der europäischen Kolonialmythologie«. Unter der Leitung des Romanisten André Stoll fragten Literatur- und Kunstwissenschaftler, Ethnologen, Theologen und Historiker nach Ort und Bedeutung der Frau in Dokumenten der Kolonialgeschichte und ihrem Reflex in der europäischen Literatur des frühen 19. Jahrhunderts – man denke etwa an die Bedeutung des Harems. Was mich besonders beeindruckte: oft konnte der künstlerisch-literarische Befund nur mit Hilfe ethnographischen Wissens angemessen gedeutet werden.

Zwei Wochen zuvor nahm ich Einblick in eine Tagung, bei der Historiker, Soziologen und Spezialisten der elektronischen Datenverarbeitung Probleme der Aufbereitung und Auswertung mittelalterlicher Quellen erörterten. Die Tagung erfolgte im Rahmen eines seit mehreren Jahren bestehenden Austausches zwischen deutschen und französischen Sozialhistorikern; ähnliche transnationale Arbeitsgemeinschaften bestehen im Grenzbereich von Physik und Mathematik. Ein dritter Eindruck aus der Arbeit des Zentrums im letzten Quartal: auf Initiative des Physikers Ludwig Streit und des Historikers Reinhart Koselleck trafen sich Militärexperten, Physiker, Mediziner und Politikwissenschaftler zu einem Symposium »Aspekte der Neutronenwaffe und anderer nuklearer Gefechts Waffen«. Angesichts der politischen Emotionalisierung des Themas wollten sie einen Beitrag zu seiner Versachlichung leisten.

Arbeitsgemeinschaften und Symposien zu Themen, deren angemessene Bearbeitung nur unter Beteiligung mehrerer Wissenschaften möglich erscheint, bilden den ältesten Arbeitsbereich des Zentrums für interdisziplinäre Forschung (ZiF) der Universität Bielefeld. Die Tagungen

dauern meistens zwischen drei und sieben Tage; des öfteren treffen sich ähnlich zusammengesetzte Personenkreise mehrmals, so daß Fortschritte in der Zusammenarbeit möglich werden.

Bezogen auf die ursprünglichen etwa zwanzig Jahre alten Pläne Helmut Schelskys, des geistigen Vaters und ersten Geschäftsführenden Direktors des ZiF, waren solche Arbeitsgemeinschaften zunächst eher eine Notlösung. Für Schelsky sollte das ZiF vor allem ein Ort sein, wo »Forschungsgruppen von in der Regel 15 bis 25 Mitgliedern für die Dauer eines Jahres gebildet« werden, zu etwa zwei Dritteln aus Mitgliedern der Universität Bielefeld und zu einem Drittel aus auswärtigen Gelehrten des In- und Auslandes. Im mittelalterlichen Schloß Rheda, das dem ZiF von 1968 bis 1972 Gastrecht gewährte, war es jedoch nicht möglich, Wissenschaftler auf Dauer unterzubringen. Auch absorbierten der Aufbauprozess der Universität Bielefeld und der auch hier spürbare hochschulpolitische Druck die Kräfte ihrer Wissenschaftler in einem Maße, daß mit ihrer Beteiligung an einer einjährigen Forschungsgruppe zusätzlich zu den sonstigen Verpflichtungen nur in beschränktem Umfang gerechnet werden kann. Deshalb gehören zu den hier arbeitenden Forschungsgruppen überwiegend eingeladene Gastwissenschaftler.

Seit 1972 ist das ZiF in einem vom Land Nordrhein-Westfalen errichteten Gebäudekomplex in Bielefeld untergebracht: in Gehwegnähe zur Universität, direkt am Rande des Teutoburger Waldes. Um einen unregelmäßig geformten, länglichen Innenhof gruppieren sich 25 Wohnungen für Gastwissenschaftler und ihre Familien, Diskussions- und Konferenzräume, eine Bibliothek, eine Cafeteria mit Küche, Verwaltungsräume und ein Schwimmbad. Ein permanenter Mitarbeiterstab

(etwa 25 Planstellen) unter der Ägide eines akademischen Direktors steht zur Verfügung. Verantwortet wird die Arbeit des ZiF von einem vierköpfigen Direktorium, dessen Mitglieder auf jeweils vier Jahre vom Senat der Universität Bielefeld gewählt werden. Da jährlich ein Mitglied des Direktoriums ausgewechselt wird, ist für Kontinuität gesorgt. Das Direktorium entscheidet über die Anträge zur Einrichtung von Forschungsgruppen und Arbeitsgemeinschaften. Es wird hierin von einem Wissenschaftlichen Beirat unterstützt, der teils aus auswärtigen, teils aus Bielefelder Wissenschaftlern besteht und ebenfalls vom Senat gewählt wird. Das Direktorium wählt aus seiner Mitte – in der Regel für ein Jahr – einen Geschäftsführenden Direktor, der das ZiF nach innen und außen vertritt. Der ordentliche Haushalt des ZiF ist Bestandteil des Universitätshaushalts, wird jedoch von Regierung und Parlament gesondert festgesetzt, so daß er den inneruniversitären Verteilungskämpfen entzogen ist. Weitere Mittel werden nach Möglichkeit projektbezogen von Einrichtungen der Wissenschaftsförderung eingeworben: so arbeitet zur Zeit beispielsweise eine Forschungsgruppe über das Eindringen des Wahrscheinlichkeitsdenkens in die Einzelwissenschaften. Dank der Unterstützung durch die Stiftung Volkswagenwerk konnte das ursprünglich auf die Naturwissenschaften konzentrierte Projekt um die Humanwissenschaften erweitert werden.

Neben der Themenzentrierung und dem interdisziplinären Charakter seiner Arbeit unterscheidet sich das ZiF von anderen Zentren für höhere Studien also durch seine Einbindung in die Struktur einer Universität. Man könnte annehmen, daß dies eine Einengung seiner Bewegungsfreiheit bedeutet. Es ist wohl kaum zu bestreiten, daß Bielefelder Wissenschaftler beim Vorschlag von Themen und bei der Leitung der Aktivitäten einen gewissen Vorsprung besitzen, obwohl auch ein erheblicher Teil der durchge-

fürten Projekte von auswärtigen Wissenschaftlern geleitet wurde. Die Einbindung in die Universität gewährleistet jedoch gleichzeitig einen kontinuierlichen Zufluß neuer Ideen und neuer Personen auch für die Organisationsaufgaben sowie ein die einzelnen Aktivitäten übergreifendes zeitliches Interesse an bestimmten Forschungsbereichen. Obwohl das Gleichgewicht zwischen Unabhängigkeit von und Zusammenarbeit mit der Universität immer wieder neu bestimmt werden muß, hat sich die Konstruktion bisher bewährt.

Diese dürren Informationen können natürlich noch keinen Einblick in die spezifischen Möglichkeiten und Schwierigkeiten geben, die mit der Förderung interdisziplinärer Forschung verbunden sind. Vergewärtigen wir uns zunächst die Schwierigkeiten: Wissenschaftlicher Fortschritt vollzieht sich heute überwiegend in der Form zunehmender Spezialisierung, und zwar sowohl des einzelnen Forschers wie ganzer Disziplinen, die sich immer weiter in Teildisziplinen auffächern. Der Fächerkatalog des Deutschen Hochschulverbandes umfaßt derzeit 4000 (!) Fächer. Zwar sind durch diese Ausdifferenzierung auch interdisziplinäre Fächer entstanden, etwa die physikalische Chemie oder die Medizinsoziologie, aber natürlich kann man nicht für jeden interdisziplinären Problembereich ein neues Fachgebiet entwickeln. Überwiegend verläuft die Spezialisierung zudem innerhalb der Disziplinen, interdisziplinär arbeitende Forscher laufen deshalb oft Gefahr, innerhalb der jeweiligen Fachgemeinschaft an den Rand gedrängt zu werden, auch was ihre Reputation angeht.

Daß interdisziplinäre Forschung sozusagen nur »gegen den Wind« entwickelt werden kann, folgt vermutlich sowohl aus der »Logik der Forschung« innerhalb der Einzeldisziplinen als auch aus außertheoretischen Gründen: im Spektrum der Wissenschaften verstärken organisatorische Strukturentscheidungen die Fachgren-

zen, und jede einmal organisierte Disziplin tendiert dazu, die Domäne ihrer eigenen Zuständigkeit zu erhalten oder sogar zu erweitern. Hinderlich für die interdisziplinäre Kommunikation sind zudem die disziplinspezifischen Fachsprachen und die mit ihnen verknüpften Grundannahmen über die Wirklichkeit. Deshalb muß die interdisziplinäre Forschung häufig auf einem vortheoretischen, einem fast alltagsprachlichen Niveau des Denkens und Sprechens beginnen. Erst dann kann eine Begrifflichkeit des Gegenstandes entwickelt werden, die den Angehörigen mehrerer Disziplinen verständlich ist. Die Interdisziplinarität kann also nur bedingt mit den alltäglichen Selbstverständlichkeiten des Wissenschaftsbetriebs rechnen. Sie ist experimentell, zeitaufwendig, überraschungsreich, nicht selten konfliktgeladen und stellt hohe Anforderungen an Offenheit, Flexibilität und Kommunikationsbereitschaft der Beteiligten. Nicht jeder Wissenschaftler ist hierzu geeignet. Und die erforderlichen Fähigkeiten sind keineswegs identisch mit denjenigen, die normalerweise den Ruf eines Wissenschaftlers ausmachen.

Dennoch ist heute die Notwendigkeit interdisziplinärer Forschung und Lehre anerkannt. Weit mehr jedenfalls als Anfang der sechziger Jahre. Damals hatte Helmut Schelsky das Konzept einer stark interdisziplinär arbeitenden Forschungsuniversität entworfen. Die Meinungen, was darunter im einzelnen zu verstehen sei, gehen allerdings weit auseinander. Meist will man das Wissen anderer Disziplinen im Sinne von Hilfswissenschaften für die Zwecke einer vorherrschenden Disziplin mobilisieren. Doch verbreitet sich zunehmend das Interesse an multidisziplinären Themen, bei denen Vertreter verschiedener Wissenschaften ihre jeweiligen Perspektiven im Hinblick auf einen gemeinsamen Gegenstand entwickeln. Allerdings überschreiten solche Versuche einer Integration meist nicht das Niveau der Einleitung zu einem Sammelband. Das ZiF hat sich zum Ziel gesetzt,

über solche Unverbindlichkeiten hinaus zugelingen. Aussichtsreiche Projektanträge müssen daher sowohl von ihrer Themenwahl als auch vom wissenschaftlichen Profil der vorgesehenen Teilnehmer her erkennen lassen, daß eine einigermaßen gleichgewichtige Beteiligung unterschiedlicher Disziplinen geplant und der Problematik angemessen ist. Es empfiehlt sich daher, jede beteiligte Disziplin durch mehrere Wissenschaftler vertreten zu lassen und die Zahl der beteiligten Disziplinen selbst überschaubar zu halten.

Natürlich sind Möglichkeiten und Risiken bei den Forschungsgruppen, deren Mitglieder in der Regel mehrere Monate (bis zu zwei Jahren) im ZiF residieren und für diese Zeit von ihren Heimatuniversitäten beurlaubt sind, größer als bei den kurzfristigen Arbeitsgemeinschaften. Eine Skizze der Arbeitsweise des ZiF im Bereich der Forschungsgruppen anhand eines Beispiels mag daher von Interesse sein. Ich beziehe mich auf Erfahrungen als Leiter der Forschungsgruppe »Steuerung und Erfolgskontrolle im öffentlichen Sektor« im vergangenen Jahr.

Entscheidend für die Wahl des Themas war die Einschätzung jüngster Entwicklungen im Bereich der Wirtschaftswissenschaften, der Politikwissenschaft und der Soziologie, die im Hinblick auf Probleme der öffentlichen Verwaltung zu konvergieren scheinen. Uns erschien es deshalb aussichtsreich, Spezialisten dieser Wissenschaften untereinander und mit Verwaltungswissenschaftlern ins Gespräch zu bringen. Ein für die interdisziplinäre Bearbeitung geeignetes Thema muß – das ließe sich auch an anderen Forschungsgruppen zeigen – »reif« sein, d. h. es muß bereits innerhalb der zu berücksichtigenden Disziplinen eine gewisse Beachtung gefunden haben.

Die Vorarbeit zu dem Projekt bestand im wesentlichen darin, einen Überblick über die internationale Forschung zu Problemen von Steuerung und Kontrolle der öffentlichen Verwaltung und verwandten

Themen zu gewinnen. Allerdings zeigte sich bald, daß weitere Eingrenzungen des Themas nötig waren, um eine personelle Vorauswahl treffen zu können. Insbesondere war zu entscheiden, ob sich die Gruppe auf Politikbereiche (z. B. innere Sicherheit, Umweltschutz, Bildungspolitik) konzentrieren sollte, oder ob eine theoriebezogene, verallgemeinernde Herangehensweise aussichtsreicher sei. Endlich wurden etwa 70 Wissenschaftler gefragt, von denen 45 im Herbst 1980 an zwei vorbereitenden Symposien im ZiF teilnahmen. Aus diesem Kreis wurden die definitiv einzuladenden zwanzig Wissenschaftler ausgewählt. Mit einer Ausnahme nahmen alle an. Aufgrund von Hinweisen wurde gleichzeitig versucht, sachliche Lücken durch Einladung weiterer Personen zu schließen, was sich jedoch aus Zeitgründen wegen des geringeren Kontakts als schwieriger erwies. Auch wenn das Verfahren der Auswahl der Mitglieder je nach Thema und Leiter von Jahr zu Jahr etwas variiert, so bleibt doch als gemeinsames Charakteristikum der Arbeitsweise im ZiF, daß die Wahl des Themas der Auswahl der Mitglieder der Forschungsgruppen vorangeht, ihr übergeordnet ist. Es bleibt hier wenig Platz für persönliche Gefälligkeiten.

Die Mitglieder der von Oktober 1981 bis August 1982 arbeitenden Forschungsgruppe kamen aus acht Ländern, wobei je die Hälfte vorwiegend Deutsch bzw. Englisch sprach. Beide Verhandlungssprachen waren zugelassen, doch setzte sich wie üblich das Englische stärker durch; auch der unter Beteiligung aller Mitglieder konzipierte Schlußbericht wird auf Englisch erscheinen.

Eine genaue Zuordnung aller Mitglieder zu einzelnen Disziplinen ist nahezu unmöglich, denn – und dies korrigiert das einleitend skizzierte Problem der Interdisziplinarität – die meisten »interessanten« Kandidaten verfügen über Kenntnisse in mehr als einer Disziplin, sind also selbst schon interdisziplinär ausgebildet. Daß dies der Zusammenarbeit zugute kam,

versteht sich von selbst. Als schwierig erwies es sich, Personen von außerhalb des Universitätssystems für eine längerfristige Zusammenarbeit zu gewinnen, ebenso Hochschullehrer mit festen außeruniversitären Verpflichtungen. Da die gewählte Thematik jedoch das Einbeziehen praktischer Erfahrungen wesentlich erscheinen ließ, wurden weitere Wissenschaftler und Praktiker zu kürzeren Aufenthalten oder kleineren Tagungen im Laufe des Forschungsjahres eingeladen. Diese Praxis hat sich auch bei anderen Forschungsgruppen bewährt.

Jede Gruppe entwickelt ihre eigene Geschichte, und dies ist ja ein Ziel des Unternehmens. In unserem Fall zeigte sich, daß die Meinungsverschiedenheiten weniger entlang der Disziplingrenzen auftraten als zwischen unterschiedlichen Formen wissenschaftlichen Arbeitens, z. B. zwischen verbal und formal arbeitenden Theoretikern oder zwischen stärker theorieorientiert und stärker empirieorientiert und praxisbezogen arbeitenden Wissenschaftlern. Da eine Gruppe von zwanzig Wissenschaftlern für intensive Diskussionen schon recht groß ist, wurde häufig in Teilgruppen gearbeitet, jedoch wöchentlich wenigstens ein die gesamte Gruppe betreffendes Thema behandelt.

Man könnte vermuten, daß die mit der Themenzentrierung verbundene und von den Teilnehmern auch erwartete interdisziplinäre Zusammenarbeit auf Kosten der individuellen Arbeitsmöglichkeiten der Mitglieder geht. Fehlt es nicht – so könnte man fragen – an jener »Einsamkeit und Freiheit«, die den Aufenthalt an vergleichbaren Zentren für höhere Studien so attraktiv macht? Vieles hängt hier von den beteiligten Personen ab, denen ja das Ausmaß ihrer Zusammenarbeit nur im minimalen Sinne der Teilnahme an wöchentlichen Zusammenkünften vorge-schrieben ist. Und natürlich ist entscheidend, daß schon bei der Auswahl der Einzuladenden der Inhalt der individuellen Interessen und ihr Bezug zur gemeinsamen Thematik berücksichtigt werden.

Viele Gastwissenschaftler haben eine außerordentliche individuelle Produktivität während ihres Aufenthalts im ZiF entfaltet und dies ausdrücklich bestätigt; der Konflikt zwischen Einzel- und Gruppenarbeit kann demnach als untypisch gelten. Regelmäßig entstehen aus der Mitte der Forschungsgruppen sowohl Einzelarbeiten als auch gemeinsame Publikationen.

Die aus der Arbeit des ZiF hervorgegangenen Publikationen erscheinen nicht in einer gemeinsamen Schriftenreihe, sondern wenn möglich in Verlagen und Zeitschriften, die für die Verbreitung der spezifischen Themen besonders geeignet sind. Damit tritt das ZiF zwar publizistisch weniger in Erscheinung, aber der unmittelbare Einfluß auf die Entwicklung

der wissenschaftlichen Diskussionen ist größer. Besonders nachhaltige Impulse scheinen bisher ausgelöst zu haben die Forschungsgruppen im Grenzbereich von Physik und Mathematik (»Mathematische Probleme der Quantendynamik«, »Dynamische Modelle und statistische Methoden«), von Biologie und Psychologie (»Verhaltensontogenese bei Mensch und Tier«) sowie im Überschneidungsfeld von Sprach- und Geschichtswissenschaft (»Linguistik und Geschichte«, »Funktionsgeschichte literarischer Utopien in der frühen Neuzeit«). Der Erfolg von Interdisziplinarität ist demnach – das Spektrum zeigt es – nicht an die Grenzen zwischen Natur- und Geisteswissenschaften gebunden.

Franz-Xaver Kaufmann

Ich-Neugier und Weltkonstruktion

Jugendliche als Leser

Über Zweck und Notwendigkeit des Lesens für Kinder und Jugendliche ist in letzter Zeit viel geschrieben worden. Es ging um Fragen der Kanonbildung, der Scheidung »minderwertiger« von »bildungsförderlicher« Literatur, um Fragen des »guten« oder »schlechten« Geschmacks, der didaktischen Präsentation von Lektüre in der Schule. Heute fragt man mehr nach den *sozialen Bedingungen* des Lesens. Leseferne Gruppen scheinen zuzunehmen: Die Symbolsphäre bürgerlicher Kultur, zu der Bücher gehören, wird heute gerade von Jugendlichen häufig abgelehnt; ein fortschreitender Jugendzentrismus, die Orientierung an der Peer-Kultur der Gleichaltrigen, lenkt das Interesse eher auf Kinos, Discos, die Verzehrhallen von Big Mäcs; auf Jahrmärkte, Videospiele, Transistorradios, Pop-Schallplatten und Kassettenrekorder. Interesse für das Design eines eigenen Lebensstils – von der Mode bis zur Zimmereinrichtung mit Kissenstapeln und Po-

stern – findet sich heute nicht nur bei Mädchen, sondern gleichermaßen bei Jungen. Teilnahme an der Konsumsphäre – das ist längst kein Monopol der Erwachsenen mehr, im Gegenteil. Bücher – in ihrer Einschätzung immer mehr als eine »Handelsware« – stehen da eher am Rand, ökonomisch wie von der Zeit her gesehen, die Jugendliche fürs Lesen offenhalten.

Wie erklärt es sich aber – ungeachtet ökonomischer Erschütterungen –, daß wir eine blühende Kinder- und Jugendliteratur haben mit einem kaum noch überschaubaren Titelangebot, mit Katalogen, Auswahllisten und Jugendbuch-Preisen; daß in allen Umfragen über Lieblingsbeschäftigungen in der freien Zeit das Lesen einen festen Platz behalten hat, oft am oberen Ende der Skala (bei Mädchen mehr als bei Jungen); daß selbst in die Sprüchekultur der Straße (wie in Zürich oder Berlin) Anregungen von Nietzsche bis Kafka, von Dada bis zum (ironisch

verdrehen) Werbeslogan zu finden sind? Allen Zeitströmungen zum Trotz gilt: Bücher werden weiter gelesen, auch von Jugendlichen.

Freilich, außerschulische Leseinteressen sind mit dem, was in der Schule als Lektüre verordnet wird, häufig keineswegs deckungsgleich. Die Schule kann das Interesse für »gute Literatur« zwar wecken oder verstärken, wenn der Lehrer es versteht, seine Begeisterung für ein Buch auf seine Schüler überspringen zu lassen. Aber die Leseinteressen Jugendlicher außerhalb der Schule sind anderer Art. Fünfzehnjährige haben ein Bedürfnis nach Abenteuern, nach Aufregung und emotionaler Stimulierung. Bevorzugt werden Autoren wie Karl May, Johannes Mario Simmel, Margaret Mitchell, Edgar Wallace, Henri Charriere u. a. – andere Titel, als die Schule empfiehlt. Sobald Jugendliche über Taschengeld verfügen, neigen sie dazu, Entscheidungen über den Bucherwerb selbst zu treffen oder aber Freundinnen und Freunde zu fragen. Eltern spielen eine geringe Rolle, Lehrer fast keine. Nicht sogenannte literaturkompetente Erwachsene (Lehrer, Bibliothekare) geben Hinweise, sondern die Gleichaltrigen in der Peer-Group. Warum? Vermutlich, weil hier Empfehlungen ausgesprochen werden, die für Jugendliche verlässlich sind, weil ihre Freunde ähnliche Erfahrungen und Erwartungen haben. Abgesehen davon, daß auch Jugendliche untereinander Moden verstärken, gegen Bestseller-Werbung nicht immun sind: Wenn sie sich der Anstrengung der Lektüre unterziehen, fragen sie erst in zweiter Linie danach, wie diese Lektüre qualitativ und ästhetisch eingestuft wird – ihr Interesse ist elementar ichbezogen und weltneugierig zugleich: Ein Comic-, Landser-, Science-fiction-, Krimi- oder Horrorheft, ein Roman von Simmel, Jugendbücher oder ein Balzac-Roman werden da nicht prinzipiell unterschieden.

Wenn es stimmt, daß Heranwachsende lernen müssen, überlieferte kulturelle Weltbestände und Deutungsmuster im

Austausch mit anderen Menschen sich anzueignen, um so die soziale Welt zu konstruieren, die wir Lebenswelt, konkrete Wirklichkeit, Erfahrungsraum nennen, dann sind Bücher auch heute noch unentbehrliche Anreger für diesen Austauschprozeß. Während die suggestiven, immer wieder anlockenden Bilder des Fernsehens ästhetisch und thematisch Diskrepantes nebeneinanderstellen und im Bewußtsein dessen, der ihnen verfallen ist, unterschiedslos gleich werden – das Medium selbst sei die Botschaft, hat McLuhan schon vor zehn Jahren gesagt – verhilft dagegen die Diskursivität der Sprache, wie sie das Buch vertritt, anreichert durch mögliche Vorstellungswelten und Weltentwürfe, zu Materialien für eine eigene Weltkonstruktion, die aus Abtönungen, unterschiedlichen Sphären, gegliederten Zusammenhängen besteht.

Bücher helfen in einer Gesellschaft mit weitgehend gleichgeschalteten Lebensvollzügen und als eintönig empfundenen Tagesabläufen sowie standardisierten Konsumangeboten dem dadurch bedrohten Ich, sich zu behaupten: Indem es vorhandene Weltbestände und eigene Vorstellungen und Entwürfe sich aneinanderreiben läßt. Nur so wird, meine ich, Unterwerfung vermieden. Es ergibt sich damit das Paradox, daß gerade heute, in einer Zeit gleichgeschalteter und massenweise gewissermaßen »produzierter« Lebensabläufe, *individuelle* Orientierungs-Sicherung um so wichtiger geworden ist. Eine individuelle Wahl wird aber nicht so sehr durch Rundfunk oder Fernsehprogramme, noch weniger durch auflagenstarke Illustrierte oder Mode- und Popzeitschriften, auch nicht durch Videospiele oder Rockkonzerte ermöglicht, sondern am ehesten noch immer durch das Buch. Das Paradox begegnet öfter als man glaubt: Jugendliche, die in den Gruppenwelten, die sie sich aufbauen, aufzugehen scheinen, ziehen sich punktuell zurück, sichern sich ihren Winkel, eine selbstverfügte Rückzugsmöglichkeit, und das Buch fungiert

MERKUR

Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken

Herausgegeben von

Hans Schwab-Felisch



XXXVII. Jahrgang 1983, Heft 415–422